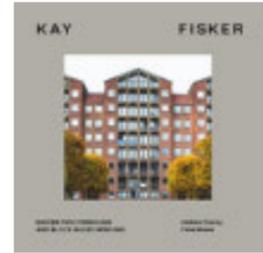


Kay Fisker

Danish functionalism and block-based housing



Als ich vor fünf Jahren in Kopenhagen war, fiel mir im Osten des Stadtzentrums, an der Straße Dronningens Tvaergade, ein ungewöhnliches Wohnprojekt auf: eine achtgeschos-

sige Anlage, zur Hauptstraße mit einer Ladenzeile im Erdgeschoss, darüber von tiefen Loggien durchbrochene Backsteinfassaden in rotem und gelbem Ziegel, zuoberst flach geneigte Giebel, das Blockinnere ein öffentlicher Platz, leider als Abstellfläche für Autos genutzt. Bauzeit? Frühe 50er Jahre, tippte ich. Dass der Architekt der Anlage Kay Fisker war, wusste ich nicht, doch reicht meine Kenntnis der dänischen Architekturgeschichte nicht tief. Fisker war mir bislang nur mit seinem Beitrag zur Berliner Interbau 1957 bekannt, und da ich diesem Gebäude nie viel abgewinnen konnte, hatte ich mich auch nie weitergehend für seinen Schöpfer interessiert. Eine Monographie, die auch andere Werke von ihm dokumentierte, etwa den besagten Stadtblock, war mir nie in die Finger geraten.

Nun ist Abhilfe geschaffen, und das ist eine gute Nachricht für alle, die sich derzeit mit dem Thema städtischer Wohnungsbau befassen. Das Buch „Kay Fisker. Danish functionalism and block-based housing“ ist eine aufwendige und genaue Analyse von drei Kopenhagener Großwohnanlagen aus drei Jahrzehnten seines Schaffens: Hornbaekhus (1923; zusammen mit Gudmund Nyeland Brandt und Poul Henningsen), Vestersøhus (1935–39; zusammen mit C. F. Møller) und eben Dronningegarden (1943–58; ebenfalls mit Møller). Andrew Clancy und Colm Moore haben diese Wohnbebauungen seit 2016 zusammen mit Studierenden an der Queen’s University Belfast bearbeitet; 2018 war ihre Auseinandersetzung auf der Architekturbiennale in Venedig zu sehen. Das Buch, das nun daraus entstanden ist, steht in einer Reihe mit der Beschäftigung britischer Architekten mit modernen und verhalten modernen Architekten Kontinentaleuropas, in Buchform etwa mit den von Adam Caruso und Helen Thomas herausgegebenen Bänden zu Architekten wie Fernand Pouillon oder Rudolf Schwarz präsent.

Kay Fisker
Danish functionalism and block-based housing
Von Andrew Clancy und Colm Moore
132 Seiten mit zahlr. Abbildungen, Text Englisch, 49,99 €
Lund Humphries, London 2023
ISBN 978-1-84822-405-6

Die Analyse von Fiskers Bauten wird anhand von zahlreichen, gut lesbaren Plangrafiken präsentiert, die vom Lageplan über die Grundrisse und Schnitte bis hin zu Detaillösungen vor allem der Fassaden – Hauseingänge, Fenster, Balkone, Loggien – reichen. Zahlreiche Fotografien zeigen, wie es Fisker mit seinen wechselnden Partnern gelang, die großmaßstäblichen, meist auf Blockgröße bezogenen Projekte in die Stadt einzupassen und einen großen Maßstab zu entwickeln, gleichzeitig aber einen auf die Bewohnerschaft bezogenen und gebrauchsfreundlichen kleinen Maßstab zu etablieren. Das Innere der Wohnung selbst ist hingegen kein Thema.

Essays von Poul Sverriid, Direktor des Forstads-museet im dänischen Hvidovre, zur Geschichte des sozialen bzw. genossenschaftlichen Wohnungsbaus in Dänemark, Martin Søberg, Professur am Institute of Architecture and Culture der Royal Danish Academy in Kopenhagen, über Fiskers Verwurzelung in den Entwurfsprinzipien des nordischen Klassizismus, sowie von den Architekten Job Floris vom Rotterdamer Büro Monadnock und vom Londoner Tony Fretton, die ihre Bezüge zu Fiskers Werk thematisieren, runden dieses empfehlenswerte Buch ab.

Empfehlenswert warum noch mal? Zitat Fisker, aus dem im Buch enthaltenen, 1947 erstmals veröffentlichten Aufsatz „The Moral of Functionalism: „Today the building of houses is an intricate and troublesome business. Ever increasing demands for comfort and mechanical equipment challenge the architect; new modes of living complicate construction; ever-growing official intervention and restrictions limit planning; and everything is dominated by economy.“ Welche Lösungen Fisker zu seiner Zeit unter diesen, unserer Gegenwart so ähnlichen Bedingungen gefunden hat, kann nach wie vor inspirieren. **ub**

Das Berliner Wohngebiet Fennpfuhl

Was ist aus dem einzigen Städtebauwettbewerb geworden, dessen Jury und Teilnehmerfeld paritätisch mit Ost- wie Westdeutschen besetzt war? Diese Frage beantwortet die erste Gesamtdarstellung zum Berliner Wohngebiet Fennpfuhl. Um den gleichnamigen Weiher drehte sich besagte Ideenkonkurrenz im Jahr 1956/57, mit der sich die DDR vor den Augen der Welt vom Sozialistischen Klassizismus verabschiedete. Konkret war eine weitläufige Lauben-Landschaft vier Kilometer nordöstlich des Alexanderplatzes zum Wohn- und Erholungsgebiet hochzurüsten.

Den ersten Preis erhielt Ernst May, der für das Neue Frankfurt berühmt geworden war und in Kenia sowie der Sowjetunion gebaut hatte. Freilich konnte der weitgereiste Bundesbürger seinen Fennpfuhl-Entwurf nicht selbst verwirklichen. Denn statt des Tauwetters, das die innerdeutsche Ideenkonkurrenz ermöglicht hatte, herrschte zwischen Ost und West bald wieder Eiszeit. Gleichwohl überlebte der Kerngedanke: Geschäftszentrum, Gewässer und Grün nicht wie sonst zu separieren, sondern in eins zu setzen.

Diese Idee wurde noch stärker, als Berlins Chefarchitekt Joachim Näther, Palastprojektant Heinz Graffunder und Regierungsbaumeister Roland Korn nach dem Mauerbau die Realisierung einleiteten. Die mittlerweile allfällige Plattenbauweise erlaubte bis zu 21 Stockwerke, was jedem Ein-



wohner stattliche 13 Quadratmeter Grün freihielt. Großblocks rahmten den Fennpfuhl – wie beim New Yorker Central Park, aber ungleich sozialer. Alle Gemeinschaftseinrichtungen wanderten an die Nordwestecke des Sees. Aus dem eiszeitlichen

Wasserloch holten die Planer eine Quartiersidentität heraus, wie sie die meisten Großsiedlungen vergeblich erträumen. Von der effizienten Umsetzung, welche Mitte der 1970er Jahre auf Hochtouren lief, schwärmt Komplexarchitekt Dieter Rühle bis heute.

Das Buch, für das er sein Fotoarchiv öffnete, bestätigt das: Es verschwendet weder Geld noch Papier und ist trotzdem ebenso umfassend wie multiperspektivisch. Wer das Werk erwirbt, bekommt einen erbaulichen Leseabend – zum Preis einer Kinokarte. Kompiliert hat das Buch Georg Balzer, der am Fennpfuhl wohnte und dessen aktuellen Rahmenplan verfasste. Für die Gegenwart kommt der Stadtplaner zu dem selbstkritischen Schluss, dass sich positive und negative Entwicklungen die Waage hielten.

Tatsächlich sind seit 1990 einige Verluste zu beklagen – darunter der Fennpfuhl-Kulminationspunkt, Wolf Rüdiger Eisentrauts Großgastronomie „Seeterrassen“, Hans-Eberhardt Horns nicht minder beliebte Spielplätze voller Hügel und Hängebrücken sowie weitere kunstvolle Kleinode. Überdies tauschten Westdeutsche fast alles Gewerbe aus, zumeist mitsamt der Gehäuse. Die Apartments, mit denen das Braunschweiger Büro Papendieck, Rade & Partner 2012 das Kaufhaus „Konsument“ füllte, avancierten wiederum zur Musterlösung für allerorten verweisende Einzelhandelsflächen.

Ansonsten sind es nach wie vor DDR-Sozialisierte, die den Fennpfuhl mit Leben füllen. Maßgeblichen Anteil daran hat die Genossenschaft, welche die Wende halbwegs bruchlos überlebte und immer noch das Gros der 15.000 Wohnungen verwaltet. Die WGLi sanierte den Bestand unpräziser als üblich und bremste die Mietsteigerungen. Im Ergebnis blieb die Fluktuation stets unterdurchschnittlich, während das Altermittel mehr und mehr nach oben ausreißt. Zwar wissen alle Verantwortlichen, dass der Fennpfuhl vor einem jähe Bevölkerungsaustausch steht. Viel mehr aber auch nicht. Frei nach dem Schlagwort-Motto: Mit 66 Jahren fängt das Leben an!

Hans Wolfgang Hoffmann

Das Berliner Wohngebiet Fennpfuhl
Hg. von Georg Balzer
122 Seiten mit 100 Abbildungen, 15 Euro
Lukas Verlag, Berlin 2023
ISBN 978-3-8673-2439-7

Wolfgang Strassl: Hinterhof

Hinterhöfe fristeten lange Zeit ein architektonisches Schattendasein. Die klassische Hinterhof-Bebauung der Gründerzeit, die tristen Hinterhöfe der Mietskasernen: Es gibt sie immer noch. Doch verändern sie sich. Werden aufgehübscht, werden zu grünen Refugien mitten im urbanen Raum, zur stillen Oase bisweilen, zum Ort der Erholung oder neuer, cooler Kiez-Kreativität. Zu einem von Architekten und Stadtplanern entdecktem Ort, der seit Jahren eine Renaissance erlebt: Man



denke nur an die Hackeschen Höfe in Berlin, die Stars unter den Hinterhöfen.

Doch viele der Hinterhöfe sind ganz ohne Glanz. Manchen sieht man noch an, dass hier einst Vieh gehalten wurde, später Handwerker ihre dunklen Werkstätten hatten. Hier trocknete die Wäsche. Solche Höfe, die eher Mauerblümchen sind, interessieren den Münchner Wolfgang Strassl, der sein neues Fotobuch schlicht „Hinterhof“ genannt hat.

Der spartanische Titel passt zu den Bildern, denen jeder Glamour fremd ist. Am Anfang des Buchs lässt Strassl den amerikanischen Fotografen Saul Leiter sprechen: „Durch Fotografie lernt man, zu schauen und zu sehen. Du fängst an, Dinge zu sehen, auf die du nie geachtet hättest.“ Und so wie der Pionier der US-Farbfotografie macht sich Strassl auf die Suche nach dem Unbeachteten.

Er findet einen Raum, der mehr Leerraum als Lebensraum ist, findet vollkommen Banales: eine mit Efeu bewachsene graue Wand, auf der Schilder angebracht sind, welche die Besitzer von Parkplätzen benennen. Er findet einen schäbigen Kinderstuhl mit Kindertisch, an der Wand angebrachte Fahrradständer, einen Besen in einer Ecke. Dann einen auf eine Wand gemalten Tiger in einem Phantasie-Dschungel, der sich mit dem echten Hinterhof-Efeu mischt. Einen Plastiktisch und leere Blumentöpfe davor. Sprießendes Unkraut, ein abgestelltes Fahrrad, Treppentufen mit Laub, ein Aschenbecher voller Kippen, jede Menge Kinderfahrräder, ein Garagentor, ein altes Graffiti, einen gelben Gartenschlauch, Kinderspielzeug im Sandkasten. Und nochmal: jede

Menge Kippen im Becher. Dann, nächstes Bild, eine Holzbank mit einem Strohhut – der Einzug des Mediterranen in den grauen deutschen Hinterhof. Die Banalität ist ohne Grenzen.

„Ich schaue auf die nur vordergründig banale und belanglose Realität dieser urbanen Sujets, sehe sie aber davon losgelöst als unbewusst arrangierte Stillleben in ihrer doppelbödigen, surrealen und poetischen Dimension“, sagt Strassl, der bereits Fotobücher über Jerusalem, London und einen Band über Münchner Parks veröffentlicht hat: reichlich andere Orte als die Hinterhöfe, die er uns jetzt zeigt.

So wenig diese Bilder visuell auffallen, so sehr sie langweilen, so passt ihr Duktus doch zum Sujet. Es ist nicht der fotografische Stil, der dieses Buch interessant macht, sondern die Tatsache, dass man in diesen so farblosen, kaum stilisierten Fotografien Belege des Wesens der menschlichen Existenz unserer Zeit erkennen kann. Diese Bilder lassen uns denken: Es ist alles banal. Es ist alles trist. Noch ein Garagentor. Und noch zwei Tonnen voll mit Altpapier. Immerhin, auch ein Gartentisch, hübsch gedeckt. Eine Ausnahme.

Banalität, Tristesse, Langeweile, Ödnis, Geistlosigkeit. Daraus ist die Welt gemacht. Viel mehr erzählen uns diese Bilder nicht. Natürlich ist die Banalität schon lange ein Thema in der Fotografie. Sie kennt Banalitäts-Meister wie William Eggleston, Heinrich Riebesehl oder Jörg Sasse. Kennt einen Jean Baudrillard, der ebenfalls Banales fotografiert hat. „Was die Dinge kennzeichnet ist ihre Abwesenheit, ihre Absenz“, schreibt der Philosoph. Und genauso lässt sich auch diese Art der Hinterhof-Fotografie beschreiben. Strassl stellt den Mangel des Besonderen, die Banalität, gnadenlos, unverstellt, ganz ohne ästhetischen Reiz aus. Ein vollendet banales Buch.

Marc Peschke

Wolfgang Strassl: Hinterhof
84 Seiten, 32 Euro
Kerber Verlag, Bielefeld 2023
ISBN 978-3-7356-0961-8